

btb

## Buch

Im November 1991 schrieb Stefan Heym, der große alte Mann der deutschen Nachkriegsliteratur: »Ich habe mich immer eingemischt; erst 1933 gegen die Nazis; dann in Amerika mit meinen Büchern; dann mit Flugblättern während des Krieges, und von 1953 an in der DDR. Und ich werde mich wohl auch weiterhin einmischen, einfach weil ich glaube, daß nichts so bleibt, wie es ist, und daß wir über die Richtung, in der sich das Ganze bewegt, mitentscheiden.« Der letzte Band mit Gesprächen, Reden und Essays von Stefan Heym erschien 1990 – nun sollen zum 90. Geburtstag des Schriftstellers im April 2003 die wichtigsten publizistischen Arbeiten der letzten zwölf Lebensjahre der Öffentlichkeit vorgelegt werden. Einmischung ist auch hier das Leitmotiv: der Band ist Dokumentation der Ausflüge des Schriftstellers in die Politik – die berühmte Rede aus dem Jahr 1994, als Stefan Heym als Alterspräsident den Deutschen Bundestag eröffnete, ist hier abgedruckt – wie auch der temperamentvollen und ungeduldigen Auseinandersetzung mit der Gesellschaft, in der er lebte und seine Bücher schrieb.

»Offene Worte in eigener Sache« ist Bilanz und Summe eines Lebens im Widerspruch, Hoffnung, Würde und Nicht-Anpassung. Die Lust an der Gegenrede und am offenen, klaren Wort geht hier einher mit der Abgeklärtheit des Alters und einer manchmal ironischen, immer sympathischen Gelassenheit.

## Autor

Stefan Heym (1913–2001) floh vor der Nazidiktatur nach Amerika, verließ das Land in der McCarthy-Ära und lebte seit 1952 in der DDR. Seine trotzig-kompromißlose Kritik an Selbstherrlichkeit, Unterdrückung und Zensur machte ihn dort zur Symbolfigur. Als Romancier und Publizist wurde er international bekannt. 1994 eröffnete Stefan Heym mit einem engagierten Plädoyer für Toleranz als Alterspräsident den Deutschen Bundestag.

Stefan Heym

# Offene Worte in eigener Sache

Gespräche · Reden · Essays  
1989–2001

*Ausgewählt und herausgegeben  
von Inge Heym, Heiner Henniger und  
Ralf Zwengel*

btb

## Originalausgabe

### Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage

Copyright © 2003 by Inge Heym

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe 2003

by Wilhelm Goldmann Verlag, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Britta Lauer

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

CV · Herstellung: Augustin Wiesbeck

Made in Germany

ISBN 3-442-73080-5

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

# Inhalt

Rede in der Erlöserkirche in Berlin	
Meeting »Gegen den Schlaf der Vernunft«	
28. Oktober 1989 . . . . .	11
Rede auf der Demonstration Berlin, Alexanderplatz	
4. November 1989 . . . . .	13
Rede am Dies academicus in Bern	
Verleihung der Ehrendoktorwürde der	
Theologischen Fakultät	
1. Dezember 1990 . . . . .	15
Rede zum 1. Mai	
DGB-Kundgebung in Frankfurt am Main	
1991 . . . . .	20
Gott ist jemand, mit dem ich mich abfinden kann	
Interview »Welt am Sonntag«	
15. März 1992 . . . . .	27
Über die Wirkung von Literatur	
Interview »Mitteldeutsche Zeitung«	
10. Juli 1992 . . . . .	36
In eigener Sache	
» <i>Berliner-Zeitung-Magazin</i> «,	
11./12. September 1992 . . . . .	42

Rede zum Tag der deutschen Einheit in Schwerin <i>3. Oktober 1992</i> . . . . .	49
Über engagierte Literatur	
Interview in »neue deutsche literatur«	
<i>12/1992</i> . . . . .	52
Die Akte IM Frieda	
<i>Januar 1993</i> . . . . .	62
Rede zur Verleihung des Literatur-Preises in Jerusalem	
<i>17. März 1993</i> . . . . .	69
Warum kandidiere ich? <i>Februar 1994</i> . . . . .	78
Machen Sie's nun, Herr Heym, oder nicht Interview »Die Woche«	
<i>17. Februar 1994</i> . . . . .	80
Zum Tod von Walter Janka	
»Berliner Zeitung«, <i>18. März 1994</i> . . . . .	85
Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist der Stalinist im Land?	
Offener Brief an den »Spiegel«	
<i>April 1994</i> . . . . .	88
Noch einmal zur Kandidatur für den Bundestag Interview »Freitag«	
<i>Juni 1994</i> . . . . .	92
Rede zur Eröffnung des 13. Deutschen Bundestages	
<i>November 1994</i> . . . . .	110
Über Heine	
<i>Düsseldorf, April 1995</i> . . . . .	117

Befreiung	
» <i>Berliner Zeitung</i> «, 8. Mai 1995 . . . . .	122
Erklärung zur Niederlegung des Bundestagsmandats	
29. September 1995 . . . . .	127
Fünf Jahre Einheit	
» <i>Neues Deutschland</i> «, 30. September 1995 . . . . .	128
Gedenken an Heinar Kipphardt	
Rede im Residenztheater München	
8. März 1997 . . . . .	136
Stephan Hermlin	
Rede auf der Gedenkveranstaltung im Berliner Ensemble	
29. April 1997 . . . . .	142
Ich möchte mich immer noch einmischen	
Interview » <i>Mitteldeutsche Zeitung</i> «	
Juni 1997 . . . . .	146
Erinnerungen an den 17. Juni 1953	
50 Jahre » <i>Stern</i> «	
10. November 1997 . . . . .	156
Jurek Becker	
Rede auf der Gedenkveranstaltung in der	
Akademie der Künste Berlin	
25. Oktober 1997 . . . . .	163
Die Rückkehr der Gespenster	
» <i>Berliner Zeitung</i> «, 6. Mai 1998 . . . . .	168
Gib's ihnen, Helmut!	
Juni 1998 . . . . .	175
Über ein Leben in drei deutschen Staaten	
Interview » <i>Der Spiegel</i> «	
28. Dezember 1998 . . . . .	178

Der Schriftsteller als kritische Instanz	
Interview »Zeitschrift«	
<i>Heft 1, Jg. 2/1999</i> . . . . .	191
Wir wollen auch unsern Kaiser wieder	
»Der Tagesspiegel«, 28. Februar 1999	200
Der 4. November	
<i>August 1999</i> . . . . .	203
4. November 1989 – zehn Jahre danach	
Interview »Freitag«	
<i>8. Oktober 1999</i> . . . . .	206
Zehn Jahre später	
»Frankfurter Rundschau«, 18. Oktober 1999	214
Über den Roman »Die Architekten« über den Unter-	
gang des Kommunismus	
»Rheinischer Merkur« 45/2000	216
Leitkultur	
»Super-Illu-Magazin«, 16. November 2000	224
Judentum, jüdische Identität und	
sozialistische Bewegung	
Gespräch mit Barbara Sørensen,	
Institut für Germanistik, Universität Kopenhagen	
<i>7. Mai 2001</i> . . . . .	226
Erinnerungen an die Mutter	
Interview »Allgemeine Jüdische Wochenzeitung«	
<i>5. Juli 2001</i> . . . . .	240
Rede zum 100. Jahrestag des Nobelpreises	
Konferenz »War and Peace«, Tromsø	
<i>September 2001</i> . . . . .	247

Der falsche Krieg »Neues Deutschland«, 15. November 2001 . . . . .	252
Rede über Heine New York, 15. Januar 1950 Internationale Konferenz in Jerusalem, 13. Dezember 2001 . . . . .	257
Postskript Unveröffentlichtes Manuskript aus dem Nachlaß 3. Dezember 2001 . . . . .	273



Rede in der Erlöserkirche in Berlin  
Meeting »Gegen den Schlaf der Vernunft«

*28. Oktober 1989*

Eine große Verwirrung ist ausgebrochen im Staate DDR. Nach dem Stühlerücken und den Deklamationen, die den ärgsten Ärger auffangen und dem großen Lümmel, dem Volk, bedeuten sollen, daß die oben wirklich über seine Nöte nachdächten. Auch nach dem Wechsel bleibt das Wort des Tages: Glaubwürdigkeit. Nach so vielen Jahrzehnten der ewig gleichen Sprüche, das beweisen die mit den Herbstferien sprunghaft wieder gestiegenen Zahlen der über Ungarn Geflüchteten, ist das Mißtrauen der Bürger der DDR ihren Machthabern gegenüber so groß wie je. Die Leute fürchten, daß die Genossen, auch wenn sie jetzt freundlich lächelnd die Zähne zeigen, damit noch zuschnappen könnten bei passender Gelegenheit. Und man würde gern wissen, wer die Fehler untersuchen soll, die da gemacht wurden in Wirtschaft, Politik und im Umgang mit den Menschen, und die Verantwortlichen dafür feststellen – waren es nur drei? Und wer die Reformen durchführen soll und die neuen Maßnahmen? Und wie es möglich sein soll, daß die Großredner von gestern die Texte von morgen ehrlichen Herzens sprächen? Entweder logen sie damals oder sie lügen jetzt. Glaubwürdigkeit erwirbt man durch Taten, nicht durch Worte, seien sie noch so rührend. Glaubwürdig würden sie werden, die Genossen, an dem Tag, da die Polizei wieder ihrem eigentlichen Zweck diente – dem Schutz der Bevölkerung

und nicht deren Überwachung. Und da die Mauer nur noch Zollgrenze wäre und nicht ein Alptraum auf der Brust der Menschen. Und da in den Schulen der Fortschritt der Schüler nicht vom Verhalten ihrer Eltern abhängig gemacht wird. Und die Lehrer die simple Wahrheit lehren dürfen, statt irgendwelcher immer noch unbewiesener Thesen. Und da vor Gericht es gleich ist, ob einer zur Partei gehört oder nicht, und in den Krankenhäusern dito. Und da in Zeitung und Rundfunk und Fernsehen die Welt dargestellt wird, wie sie ist und nicht, wie irgendeiner sie gesehen haben möchte. Und da Staatsbeamte und Parteifunktionäre sich als Diener des Volkes betrachten und nicht als dessen Herren und Meister. So einfach ist das – und doch so schwierig. Und wenn die, die jetzt nach Honecker noch in den Positionen der Macht sind, sich diese Glaubwürdigkeit nicht schaffen können, dann werden andere an ihre Stelle treten müssen. Denn bestehen wird nur ein Staat, der glaubwürdig ist, mit einer Regierung, der man vertraut. Jeder andere, besonders hier in Deutschland, würde zugrunde gehen – unweigerlich.

# Rede auf der Demonstration Berlin, Alexanderplatz

*4. November 1989*

Freunde! Mitbürger!

Es ist, als habe einer die Fenster aufgestoßen nach all den Jahren der Stagnation, der geistigen, wirtschaftlichen, politischen, den Jahren von Dumpfheit und Mief, von Phrasengewäsche und bürokratischer Willkür, von amtlicher Blindheit und Taubheit.

Welche Wandlung: Vor noch nicht vier Wochen die schöngezimmerte Tribüne hier um die Ecke mit dem Vorbeimarsch, dem bestellten, vor den Erhabenen – und heute Ihr, die Ihr Euch aus eigenem freien Willen versammelt habt für Freiheit und Demokratie und für einen Sozialismus, der des Namens wert ist. In der Zeit, die hoffentlich jetzt zu Ende ist, wie oft kamen da die Menschen zu mir mit ihren Klagen: dem war Unrecht geschehen, und der war unterdrückt und geschurriegelt worden, und allesamt waren sie frustriert. Und ich sagte: So tut doch etwas!

Und sie sagten resigniert: Wir können doch nichts tun.

Und das ging so, in dieser Republik, bis es nicht mehr ging. Bis sich soviel Unbilligkeit angehäuft hatte im Staate und soviel Unmut im Leben der Menschen, daß ein Teil von ihnen weglief, die andern aber, die Mehrzahl, erklärten, und zwar auf der Straße, öffentlich: Schluß! Ändern! Wir sind das Volk!

Einer schrieb mir, und der Mann hat recht: Wir haben in

diesen letzten Wochen unsere Sprachlosigkeit überwunden und sind jetzt dabei, den aufrechten Gang zu erlernen. Und das, Freunde, in Deutschland, wo bisher sämtliche Revolutionen danebengegangen und die Leute immer gekuscht haben, unter dem Kaiser, unter den Nazis und später auch.

Aber sprechen, frei sprechen, gehen, aufrecht gehen, das ist nicht genug. Laßt uns auch lernen, zu regieren. Die Macht gehört nicht in die Hände eines einzelnen oder ein paar weniger oder eines Apparats oder einer Partei. Alle müssen teilhaben an dieser Macht, und wer immer sie ausübt und wo immer, muß unterworfen sein der Kontrolle der Bürger, denn Macht korrumpt, und absolute Macht, das können wir heute noch sehen, korrumpt absolut.

Der Sozialismus, nicht der Stalinsche, der richtige, den wir endlich erbauen wollen zu unserem Nutzen und zum Nutzen ganz Deutschlands, ist nicht denkbar ohne Demokratie. Demokratie aber, ein griechisches Wort, heißt Herrschaft des Volkes.

Freunde! Mitbürger! Übernehmt die Herrschaft.

Rede am Dies academicus in Bern  
Verleihung der Ehrendoktorwürde der  
Theologischen Fakultät

1. Dezember 1990

Wäre ein Engel des Herrn in all seiner Glorie mir plötzlich in meinem Arbeitszimmer erschienen mit einer persönlichen Botschaft von oben in der Höhe, ich hätte nicht überraschter sein können als bei Erhalt der Nachricht, daß die theologische Fakultät der Universität Bern beschlossen habe, mir den Titel eines Doktors *honoris causa* zu verleihen.

Den Ehrendoktor – für einen Typ wie mich, der bisher mit Ehren nicht überschüttet wurde, da jene, die gewöhnlich solche Ehren vergeben, die mir innewohnende Respektlosigkeit vor irdischen Größen gemeinhin mißbilligen und die anti-autoritäre Haltung, welche in meinen Büchern zum Ausdruck kommt, für subversiv halten und der öffentlichen Ruhe und Ordnung abträglich.

Und einen Ehrendoktor nicht etwa der Philologie, wie bei Dichtern der frömmeteren Denkungsart üblich, sondern der Theologie – Welch Einfühlungsvermögen in Dichtung überhaupt und in die meine speziell, Welch Weisheit und Güte zeigen sich da im Urteil der Fakultät, denn dies ihr Urteil wäre ja kaum so ausgefallen, hätten die Mitglieder nicht gespürt, daß bei aller mir eigenen Skepsis aus den zwei Romanen, um die es ihnen hauptsächlich gegangen sein wird, dem »König David Bericht« und dem »Ahasver«, ein sehr enges, fast brüderliches Verhältnis zum lieben Gott spricht.

Das mag manchen sonderbar klingen; gelte ich doch, da Sozialismus und Atheismus gerne als Zwillingsbrüder gehandelt werden, als a- oder gar antireligiös. Aber auch ich bin nicht frei von Ängsten, die den Rest der Menschheit umtreiben und die die Geburtshelfer sind von Jahweh und Elohim und allen anderen Göttern auf Erden; unser Anfang wie Ende liegen in erschreckendem Dunkel, und das einzige Licht in dieser Dunkelheit ist eben das von uns selbst geschaffene, der einzige erlösende Gedanke der von uns selbst erdachte: Gott.

Dieser Gott bedarf keiner Betbank und keines Beichtstuhls, obwohl beides nützliche Gegenstände sind, er ist weniger noch als ein Hauch und füllt dennoch das Universum, besonders das in meinem Schädel, und überhaupt ist er sehr brauchbar im Leben und stets zur Hand mit Trost wie Tadel, je nach Bedarf; im »König David Bericht« werden Sie das dargestellt finden in seinem Verkehr mit dem Hirtenjungen wie dem greisen König; ungefähr so, nur etwas weniger autoritär, stelle ich mir auch seinen Umgang mit meiner Person vor und gehe daher ganz getrost meinem ersten direkten Treffen mit ihm entgegen, hinter dem vierten weißen Wölkchen links von der Mitte am Himmel oben.

Nun handeln, wie jeder bestätigen wird, der diese Bücher gelesen hat, weder der »König David Bericht« noch »Ahasver« ausschließlich von Gott und dessen Verhältnis zum Menschen, wobei unklar, wer wessen Geschöpf; es wird darin von sehr weltlichen Dingen berichtet, von Macht und Geist, von Regierungsmethoden, von Krieg und Korruption und Glück in der Liebe und großem Leid; aber all das steht dennoch im Zusammenhang mit Religion, denn was ist denn Religion wenn nicht das Abstraktum unsrer Ängste und der Mittel, die der Mensch erfunden hat, ihnen zu wehren? Religion ist wie andere Ideologien auch, Religion, in ihrer organisierten Form besonders, mit Priestern und Opferaltären und Bankinstituten

und Funktionärsseminaren, justifiziert was alles wir anwenden, um zu obsiegen über unsre Feinde: jede Ränke, jeden Betrug, den Dolch im Gewande, die geheime Verschwörung, den blutigsten Krieg und die grausamste Folter, Hexenverbrennungen, Pogrome; nicht umsonst nennen sich so viele politische Parteien Christlich, oder auch Demokratisch, Sozialistisch oder gar Nationalsozialistisch; es sind sämtlich auf verschiedene Art aufgeputzte Mythenysteme, die dem Menschen sein Heil versprechen, notfalls im Jenseits. Religion sanktifiziert die Macht und die Ordnung, die vorhandene natürlich, und sie lügt den lieben Gott um in einen Polizeibüttel, wo er doch viel lieber, wie ich ihn kenne, ein Revolutionär wäre. Und Religion garantiert dem sündhaften Menschen, daß er, wenn er sich ihr nur verschreibe mit heiligem Eid und Blutsiegel, sich stets auf der Seite des Rechts finden wird, jede seiner Dummheiten und Schurkereien gewiß des göttlichen Segens.

Was mich betrifft, so war ich schon in jungen Jahren wenig geneigt, mitzutun bei dem Theater. Ich meinte vielmehr, daß ein Gott, der auf der von ihm geschaffenen Erde Zustände zuläßt, wie wir sie täglich erleben, jeglichen Kredit verspielt habe, und daß, was da besteht, unterzugehen verdiene. Wie der verstoßene Engel Ahasver, der Hauptheld meines gleichnamigen Romans, und dessen Kollege Luzifer erkannte ich: eine total mißlungene Schöpfung! – aber während Luzifer sie zu beseitigen plante, indem er die von Gott als dieser Schöpfung höchster Sinn und Krone extra geschaffenen Menschen einfach weiterwirtschaften ließ wie gehabt, waren ich, und mit mir der Engel Ahasver, des Glaubens, die Sache wäre vielleicht noch zu retten, wenn man nur diese Menschen dazu brachte, sich zu bessern. Auch Jesus und einige der namhafteren Propheten, so meinte ich aus der Bibel herausgelesen zu haben, waren auf den gleichen Gedanken schon gekommen, nur hatte Jesus die Sache

vom falschen Ende her aufgezäumt; man änderte die Menschen nicht dadurch, daß man für sie starb; eher war da ein rächender, strafender Gott vonnöten, um die Prügel zu applizieren, die die Leute verdienten.

Also ließ ich Gott beiseite und beschäftigte mich mit der Veränderung der Welt, und der Menschen, direkt. Das waren lange, anstrengende Bemühungen, und stets erfuhr ich, daß jeder Ansatz zum Besseren, bei dem ich, in aller Bescheidenheit, ein wenig mitgewirkt zu haben glaubte, sich auch wieder als Versager erwies; kaum hatte eine Verbesserung sich gezeigt, führte sie alsbald in das alte Elend zurück, auf etwas höherer Ebene vielleicht, aber so groß war der Unterschied nun doch nicht, daß der viele Schweiß wirklich gelohnt hätte. Die Hoffnungsschimmer verblaßten regelmäßig; und das Schlimmste: das Ziel, das große, das Ideal, das auch dem lieben Gott am Anfang wohl vorgeschwebt hatte, wurde immer utopischer, und ich, und die an meiner Seite, die sich für eine vernünftigere Ordnung auf Erden eingesetzt hatten, wurden immer unglaubwürdiger.

Als einzige wirksame Attraktion für das Volk und letzter Maßstab geistlichen Erfolgs blieb der Konsum, blieb Coca Cola, in der Dose.

Und dennoch, und dennoch... In jedes Menschen Leben schlägt die Stunde, da er zu rätseln beginnt: woher bin ich gekommen und wohin gehe ich? Und was überlebt von mir und meinen Tagen, wenn überhaupt etwas? Und was war der Sinn des Ganzen? Da mögen die klügsten Gelehrten mit ihren raffiniertesten Instrumenten noch so weit vorgedrungen sein ins Innerste des Kerns, zu den Quarks und Neutrinos und wie sie alle heißen, die Teilchen, von denen sich nicht länger sagen läßt, ob sie Licht sind oder Materie, und vorgestoßen bis hin zu den äußersten Bereichen von Zeit und Raum, den schwarzen Löchern und fernen Nebeln: es bleiben doch die letzten Fragen, die Fragen nach Ursprung

und Ende allen Lebens, des eigenen eingeschlossen, und der Herkunft der Gewalten, die dieses Leben vernichten können nach Belieben oder eine Gnadenfrist noch gewähren – Fragen, auf die wir ebensowenig Antwort wissen wie unsere Vorfahren vor Jahrtausenden, welche nicht anders, als wir es tun, dem großen Mysterium den Namen *Gott* gaben und sich Bilder von diesem Gott machten, ob auf der Osterinsel, in Mykene oder an den Wänden der christlichen Dome des Mittelalters.

Gott ist die Antwort auf die Frage, die sich nicht beantworten lässt, er ist wider die Vernunft und doch eminent vernunftgemäß, existent nur in uns und durch uns und solange wir existieren: der dünne Faden, gesponnen in unserm eigenen Hirn, um uns aus dem Labyrinth zu führen, in dem wir umherirren.

Wenigstens ist das der Gott, mit dem ich mich beschäftigt habe, und wenn die Berner Theologen in diesem Gott einen Abglanz des Gottes erblicken, den sie in ihrem Herzen tragen, und das der innere Grund sein möchte, weshalb sie mir ihren Doktor der Theologie h. c. verliehen, um so lieber ist's mir, und ich werde mich freuen, die Ehre weiterzureichen an den Gott in meinen Romanen, den Gott des Königs David und des Ahasver, des armen Schusters, welcher dem Jesus auf dessen Weg nach Golgatha den Schatten seines Haustors verweigerte und darum verdammt wurde, auf Erden zu wandern bis zur Rückkehr des Gekreuzigten am Jüngsten Tag.

Rede zum 1. Mai  
DGB-Kundgebung in Frankfurt am Main  
1991

Vor etwas über hundert Jahren, 1886, rief die Federation of Organized Trades and Labor Unions of the United States and Canada, wie der Verband der amerikanischen Gewerkschaften damals hieß, für den 1. Mai zu einem allgemeinen Streik für den Achtstundentag auf. In Chicago ruhte die Arbeit in vielen Betrieben, 25 000 Arbeiter, eine Riesenzahl für jene Zeit, demonstrierten auf Straßen und Plätzen. Zwei Tage später kam es vor den McCormick-Werken für Erntemaschinen zu Zusammenstößen zwischen Arbeitern auf der einen und Polizei und Streikbrechern auf der anderen Seite; die Arbeiter wurden blutig zusammengeschlagen. Daraufhin rief der Gewerkschaftsverband der Stadt, die Central Labor Union, zu einer Protestdemonstration auf; diese fand statt auf dem Haymarket von Chicago und verlief durchaus friedlich, sogar der Bürgermeister nahm an ihr teil.

Kaum aber hatte der sich entfernt, explodierte eine Bombe und tötete einen Polizisten. Bis heute weiß niemand, wer diese Bombe geworfen hat; wohl ein Provokateur; aber die Behörden des Staates Illinois nahmen die Sache zum Anlass, um die bekanntesten Gewerkschaftsführer von Chicago zu verhaften und vor Gericht zu zerren, wo vier von ihnen, drei Deutsche, Spies, Engel und Fischer, und der gebürtige Amerikaner Parsons, zum Tod durch den Strang verurteilt wurden.

Ich lese Ihnen aus der Zeitung »Vorbote«, die damals in Chicago erschien, den Bericht vom 12. November 1887 über die Vorgänge im dortigen Gefängnis:

Um 11.50 ertönten dumpfe Schritte durch den Corridor. Deputy Bailiff Cahill ersuchte die Anwesenden, ihre Häupter zu enthüllen, und kaum war dieses geschehen, als auch schon die Prozession sichtbar wurde. Durch die Fenster fielen die Sonnenstrahlen auf die Häupter der Märtyrer, und wie ein Glorienschein sah es sich an, als dieselben die Stufen emporstiegen.

Mit festem Schritt stellte sich Spies unter die erste Schlinge, dann kam Fischer, dann Engel, und zuletzt Parsons. Hinter jedem derselben stand ein Deputy, der ihnen die Schlinge um den Hals legte. Fischer und Engel warfen einen lächelnden Blick auf die Umstehenden, Spies und Parsons standen ruhig und gefaßt da. Nicht ein Muskel bewegte sich in ihren Gesichtern, als ihnen der Strick um den Hals gelegt wurde. Parsons sagte hierbei: »Die Schlinge ist zu fest.« Als man ihnen die Kappe über den Kopf zog, neigte sich Fischer zu Spies und flüsterte ihm etwas ins Ohr, während Engel lächelnd dem hinter ihm stehenden Deputy »goodbye« sagte.

Da erscholl Spies' kräftige Stimme: »Angesichts der Würger des Gesetzes wird mein Schweigen fürchterlicher sein als irgendwelche Worte, die ich äußern könnte.« Eine Pause, die durch Engels Stimme unterbrochen wurde, »Hurrah für die Anarchie!« – »Dies ist der glücklichste Tag meines Lebens!«, rief Fischer aus, und dann hörte man Parsons Stimme: »Soll ich sprechen, dann: Ihr Männer und Frauen Amerikas!« Hier unterbrach ihn der Henker, worauf er ausrief: »Soll die Stimme des Volkes nicht – «

Ein Krachen. Der Mord war begangen.

Wenig später beschlossen die Gewerkschaften Amerikas und Europas, zum Gedenken an diese Männer und diese Er-

eignisse, und als Ansporn im Kampf um den Achtstundentag und um gerechten Lohn und für die anderen Ziele der Gewerkschaftsbewegung, den 1. Mai zum Feiertag der Arbeiter zu erheben; und ich erzähle Ihnen die Geschichte hier, weil ich glaube, daß viele von Ihnen sie längst vergessen oder auch niemals gehört haben – und weil das, was die Arbeiter an jenem 1. Mai vor mehr als hundert Jahren bewegte, uns heute immer noch bewegt: der Kampf um soziale Gerechtigkeit, konkret, für die Rechte derer, die nichts zu verkaufen haben als die Geschicklichkeit ihrer Hände und die Ideen in ihren Köpfen.

Wie viele sind gefallen in diesem Kampf, wie viele Opfer wurden gebracht, zu allen Zeiten und in allen Ländern, manches wurde erreicht, manches wieder verloren; und nach wie vor geht es, wenigstens im Westen Deutschlands, um Löhne und Arbeitsbedingungen, also um einen halbwegs gerechten Anteil am Produkt Ihrer Hände und Ihrer Gehirne; aber im Osten unseres Landes schon nur noch sehr bedingt um dieses, sondern um Arbeit schlechthin.

Welcher Fortschritt, der plötzlich über uns gekommen ist dank der Gier einiger nach schnellem Profit: eine drohende Arbeitslosigkeit, unerhört in der Geschichte der Neuzeit – 50 Prozent, die Hälfte aller Arbeitsfähigen in den sogenannten neuen Bundesländern, ohne Beschäftigung und angewiesen auf das, was die Regierung Ihnen hier, meine Freunde, so Sie selber noch in Arbeit und Brot stehen, für den guten Zweck aus der Tasche zieht.

Denn glauben Sie doch nicht, daß Sie in der alten Bundesrepublik ungeschoren davonkommen werden. Nachdem die Regierung nämlich, in Gestalt der Treuhand, das Vermögen des Volkes – das gab es im Osten ja, volkseigenes Land, volkseigene Gebäude, volkseigene Betriebe, in welchem Zustand auch immer – dem Volk, welches dieses Vermögen zu großen Teilen mit eigener Hand geschaffen, unter dem Hin-

tern wegeskamotiert und billig verschachert oder gar zerstört hat, werden *Sie* jetzt zur Kasse gebeten, und zwar, weil es zwischen den Ost- und den Westbürgern Deutschlands, hören Sie den O-Ton des großen Vorsitzenden Dr. Kohl, auf das menschliche Miteinander ankommt.

Die Krise, die der Dr. Kohl nicht wahrhaben möchte und die aus einer ostdeutschen zu einer gesamtdeutschen zu werden scheint – wirtschaftlich, sozial und moralisch –, ist nicht, ich wiederhole, *nicht* die Folge der unblutigen Revolution, die in der DDR das alte Regime hinwegfegte, und der Vereinigung der beiden deutschen Staaten, die darauf mit historischer Logik, und mit Gorbatschows Hilfe, zustande kam; sondern der Art und Weise, wie diese Vereinigung durchgeführt wurde.

Statt den Brüdern und Schwestern die Chance zu geben, ihr zugestandenermaßen ziemlich ramponiertes Haus ein wenig in Ordnung zu bringen, bevor man gemeinsame Sache mit ihnen machte, wurden Haus und Bewohner, wie von einem Riesen-Bulldozer, ins Wirtschaftswunderland hineingeschaufelt, eine einzige Konkursmasse, abgespeckt, abgewickelt, abgewrackt, Menschen und Werte, beides, und nicht einmal der Ostmarkt, der ja bleiben sollte, wird bleiben; denn wer keine Arbeit hat, fällt bekanntlich nicht nur als Prozent, sondern auch als Käufer aus.

Und Sie, meine Freunde, werden die Entwicklung noch viel härter als bis dato zu spüren bekommen: denn wer drüben im Osten jüngeren Jahrgangs ist und die Kraft hat und die Initiative, der wird sein Bündelchen schnüren und, nicht länger gehemmt von irgendwelchen Mauern und Grenzposten, hierher zu Ihnen kommen, als Pendler, als Schwarzarbeiter, als Lohndrücker, als Streikbrecher gar, als Konkurrent jedenfalls, und die relativ anständigen Bedingungen, die Ihre Gewerkschaften in langen Jahren zäher Bemühung sich